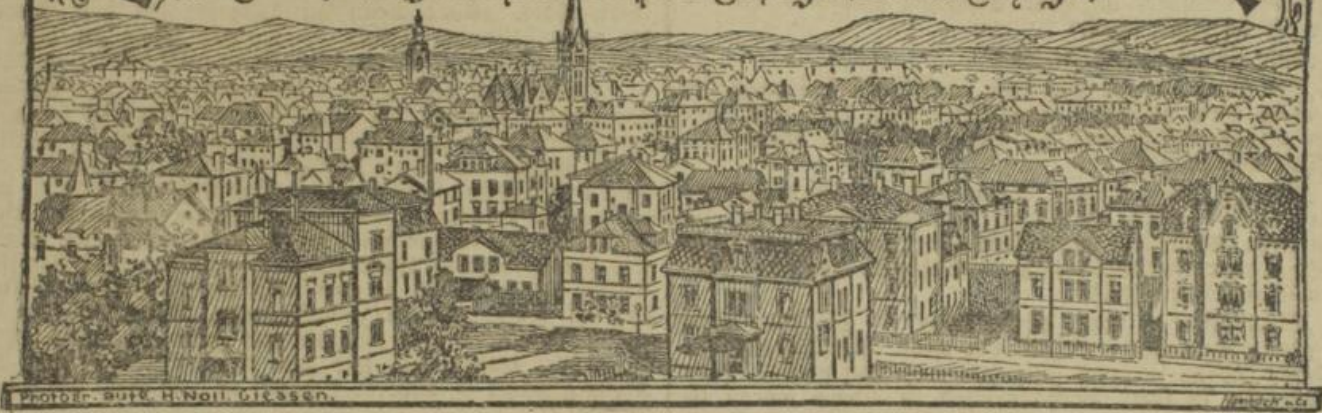


# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Herr Doktor, ich weiß doch, was ich mir zumuten kann, am besten selbst,“ sagte sie erregt. Dabei trafen sich ihre Augen mit denen Wolfs, die angstvoll auf sie gerichtet waren; sie nickte ihm beruhigend zu. Dem Arzt entging dieser Blick-austausch nicht; er sah den zärtlichen Ausdruck ihres Gesichtes, wenn sie mit Wolf sprach und eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich seiner, sowie auch ein tiefer Groll. Das Mädchen war ihm so über alles teuer, daß er es vor jedem rauhen Luftzug behütet hätte, und nun sah er, daß zwischen ihr und dem Hauptmann ein gar seltsames Einverständnis herrschte, das er sich gar nicht erklären konnte. Sollte sie —

„Wie Sie wollen,“ sagte er kühl, „ich habe es nur gut gemeint und sehe als Arzt auch schärfer! — Sie müssen selbst sagen, Herr Hauptmann,“ wandte er sich an diesen, „daß Schwester Konuolo sehr angegriffen aussieht.“

„Ja, allerdings,“ sagte Wolf zögernd, „aber Hasso würde sie sehr vermissen; er hat sie lieb und ist an ihre Gegenwart gewöhnt; jedoch kann ich nichts sagen; der Schwester Gesundheit ist zu kostbar, als daß sie unnütz gefährdet werden sollte. Da treten Privatwünsche zurück!“

Da öffnete sich die Tür, und Gabriele kam in einem eleganten Schlafrock herein, etwas bleich noch, aber sonst ganz wohl aussehend.

„Guten Morgen, Herr Doktor,“ sagte sie, „Sie wundern sich, mich schon anzusehen — ich wollte Sie aber überraschen. Ich fühle mich jetzt wieder wohl, und kann mich jetzt wieder meinem Kinde widmen!“

„Das ist recht, gnädige Frau, lösen Sie Schwester Konuolo ab, die der Ruhe und Erholung sehr bedarf,“ entgegnete der Arzt. Ella sah Mary prüfend an und bestätigte dessen Meinung. „Sie haben recht, Herr Doktor; Hasso ist jetzt außer Gefahr.“

„Das ist er noch nicht,“ wandte Mary ein. Scharf musterte Ella die Schwester. Sie wollte entschieden noch bleiben, das war klar — sie wollte mit Wolf zusammen sein — nein, das durfte nicht sein — sie mußte fort. Die beiden hatten sich während ihrer Unpäßlichkeit mehr als genug gesprochen; vielleicht waren sie gar wieder einig miteinander, wer weiß, was vielleicht geschehen war! Das alles ging blitzschnell durch ihre Gedanken.

„Wenn aber Herr Doktor meint, daß Sie sich ruhen können?“ sagte sie — „auf keinen Fall dulde ich, liebste Schwester, daß Sie sich länger opfern. Ich fühle mich wohl genug, die Pflege meines Kindes selbst wieder übernehmen zu können. Schonen Sie sich ein paar Tage; Sie sehen ja zu elend und angegriffen aus. Sollten Sie außer mir noch eine Pflegerin für nötig halten, Herr Doktor, dann sorgen Sie, bitte, dafür. Sie wissen ja besser Bescheid darin!“ Das

alles kam so liebenswürdig und teilnehmend aus ihrem Munde, daß keiner widersprechen konnte. Sie sah, wie es schmerzlich in Marys Gesicht zuckte, wie Wolf sich auf die Lippen biß — und sie kostete ihren Triumph aus; die beiden sollten sich sogar in ihrer Gegenwart „Lebewohl“ sagen; sie sollten gestraft werden! Sicher hatte diese Person mit dem unschuldigen Kindergesicht ihren Gatten wieder in ihre Netze gezogen und hatte durch ihre raffinierte Koketterie ihn vielleicht dazu gebracht, daß er Frau und Kind um sie vergessen konnte.

„Sie sehen, Schwester, daß Frau von Wolfsburg der gleichen Ansicht ist, wie ich. Also in zwei Stunden hole ich Sie ab. Ich muß erst Rücksprache mit Schwester Hanna nehmen, die gestern von Oberlehrer Dürl zurückgekommen ist,“ sagte Doktor Kornelius herzlich, „ich habe wirklich Angst um Sie; Sie können sich ja kaum aufrecht erhalten! Sie hatten ja in den letzten Wochen auch zu viel zu tun. Das kam nicht so weiter gehen, wenn ich mir nicht selbst Borwürfe machen soll; da seien Sie diesmal vernünftig!“

In der Tat, Mary war dem Umsinken nahe. Es war aber mehr als die körperliche Schwäche der Gedanke, den geliebten Mann, das Kind verlassen zu müssen, das Kind, das sie so lieb gewonnen! Jedoch zwang sie sich zum Lächeln. „Es ist gut, Doktor, ich werde gehorsam sein und mich bereit halten.“

Doktor Kornelius verabschiedete sich und ging mit Wolf fort, der zum Dienst mußte, es aber möglich machen wollte, Mary vor ihrem Weggehen noch zu sehen. Unterwegs sagte er mit leisem Borwurf in der Stimme: „Hasso wird seine treue Pflegerin sehr entbehren; sie war so lieb zu ihm! Auch wir hatten die sanfte Schwester lieb gewonnen!“

„Weil Sie es waren, Herr Hauptmann, habe ich sie veranlaßt, Hasso zu pflegen. Wäre jemand anderes krank gewesen, hätte ich sie geschont und eine andere Schwester gewählt. Gerade Sie und Ihr Hasso sollten aber besonders beruhigt werden; sie ist eine wahre Perle — nun, Sie haben sie ja in den Tagen kennen gelernt; da brauche ich nichts zu Konuolo's Lob zu sagen. Mir ist es eine wahre Beruhigung, wenn ich sie an einem Krankenbette weiß.“

„Ja, Doktor, ich habe die Schwester schätzen gelernt, und darum hätte ich sie gern noch für Hasso behalten!“

„Und gern hätte ich Konuolo noch bei Ihnen gelassen; aber sie war am Ende ihrer Kräfte; nur ihr Wille hält sie noch aufrecht. Das Auge des Arztes sieht schärfer. Ihre Konstitution ist nicht die stärkste; sie hat sich überarbeitet, da sie unermüdblich ist — und eben, weil sie die beste Pflegerin ist, die wir haben, habe ich sie mit Dr. Samanns' Bewilligung Ihnen zugewiesen. Wenn sie aber nun bei Ihnen zusammengebrochen wäre, was dann —?“

„Ich bin Ihnen für die Teilnahme, die Sie mir erweisen, dankbar, lieber Doktor!“ sagte Wolf, und einen forschenden Blick auf seinen Begleiter werfend, sagte er: „Sie scheinen sehr viel Interesse für die Schwester zu haben!“

Der Angeredete kämpfte mit einer leichten Verlegenheit; sein hübsches Gesicht war sehr rot geworden. Mißtrauisch und mit Eifersucht im Herzen beobachtete ihn Wolf; ihm war es schon immer so vorgekommen, als ob der junge Arzt Mary liebte — und wie mochte sie sich wohl dazu stellen? — Denn das konnte ihr unmöglich verborgen geblieben sein!

„Ja, Herr Hauptmann,“ sagte endlich Doktor Kornelius, „ja, wenn Sie es wissen wollen, Sie sprechen ja doch nicht darüber, ich habe Schwester Konsuelo lieb — mehr als ich sagen kann.“

„Ach, und weiß sie darum?“

„Ja! Doch hat sie mir jene beglückende Hoffnung, sie als mein Weib zu sehen, genommen. Ich habe sehr darunter gelitten. Muß man sie nicht lieb haben, wenn man sie sieht und kennt?“

„Sie ist schön, Doktor, selten schön — ich glaube es Ihnen und — fühle es Ihnen nach. Und womit hat sie denn Ihre Weigerung begründet? Denn ich kann mir nicht denken, lieber Kornelius, daß ein Mädchen Sie ohne triftigen Grund zurückweist!“

„Man kann es kaum wiederholen! — Sie wäre nicht gut genug für mich — sie, die der Trost aller Kranken ist, in deren Pflege sie auch aufgeht! — Ich glaube, Herr Hauptmann, in ihrer Vergangenheit ist etwas, woran sie krank, vielleicht eine unglückliche Liebe — ich weiß es nicht! Etwas Schlechtes aber nicht, das kann nimmermehr sein — so etwas deutete sie aber an; man konnte es aus ihren Reden entnehmen! Vielleicht quält sie sich unnütz mit etwas. Bei Kollege Hamann ist sie lieb Kind, wie eine Tochter des Hauses. Mir ist es jetzt schwer, sie zu sehen — und doch kann ich ihren Anblick nicht entbehren!“

„Es tut mir leid um Sie, lieber Doktor,“ sagte Wolf herzlich, „ich hätte Ihnen Glück gewünscht! Vielleicht kann es doch noch sein, haben Sie Geduld!“

Traurig schüttelte Kornelius mit dem Kopf. „Nein, Herr Hauptmann, das ist ausgeschlossen! — Man muß eben entsagen lernen und tragen, was man nicht ändern kann!“ Und dann zwang er sich zu einem leichteren Ton — „also in zwei Stunden bin ich wieder da und bringe Bescheid von Schwester Hanna; sehe ich Sie dann wieder, Herr Hauptmann?“

„Hoffentlich kann ich es möglich machen,“ entgegnete Wolf und reichte seinem Begleiter zum Abschied die Hand, da ihre Wege jetzt sich trennten.

7.

Die zwei Stunden waren um; Wolf hatte keine Ruhe mehr gehabt und es möglich gemacht, daß er schon wieder zu Haus war. Doktor Kornelius war noch nicht da. Mechanisch hatte Mary ihre Sachen zusammengepackt; sie durfte nicht an den Abschied denken, wenn ihr das Herz nicht schwer werden sollte. „Was tust du?“ fragte Passo, der sie beobachtet hatte.

„Ich gehe jetzt fort, mein Kind, du bedarfst meiner nicht mehr!“

„Nein, du sollst bei mir bleiben —“ und er fing an zu weinen.

„Weine nicht, süßes Kind,“ beruhigte sie ihn, zärtlich sein Gesicht streichelnd. In diesem Augenblick traten die Eltern des Kindes ein.

„Warum weint Passo? Was ist mit ihm?“ fragte Ella.

„Die gute Tante soll nicht gehen; sie soll bei Passo bleiben,“ klagte der Knabe.

„Warum haben Sie ihm gesagt, daß Sie fort wollen? Das war nicht nötig,“ sagte Ella etwas scharf, „er soll sich doch nicht aufregen!“

„Es würde ihn viel mehr aufregen, wenn er nachher ein fremdes Gesicht sieht und vergeblich dann nach mir ruft! Darum hielt ich es für besser, daß er es weiß und sich darein fügt,“ erwiderte Mary ruhig. Dann wandte sie sich wieder zu dem Kinde. „Nicht wahr, mein Liebling, du bist vernünftig und weinst nicht! Du mußt doch bald gesund werden; deine Ziegenböckchen warten schon lange auf dich! Denk mal, und Weihnachten ist auch bald; da darfst du doch nicht im Bett bleiben! Siehst du, und ich bin auch krank — ich muß schlafen —“

„Das kannst du auch hier; du sollst da bleiben,“ beharrte er hartnäckig.

„Nein, das geht nicht, mein Herzblatt, ich habe ja mein Bett nicht hier! Morgen aber komme ich wieder, zu sehen, ob du auch artig gewesen bist. Versprich mir —“

„Kommst du auch bestimmt wieder?“

„Ja, mein Liebling, ganz bestimmt! Und nun behüt dich Gott, süßes Kind!“ sagte sie mit halberstidter Stimme; sie wollte stark sein, konnte aber nicht verhindern, daß große Tränen aus ihren Augen tropften. Sie beugte sich nieder, Passo zu küssen; er schlang seine Armechen fest um ihren Hals. „Aber wenn du ausgeschlafen hast, kommst du ganz bestimmt wieder — morgen schon, da hast du doch ausgeschlafen! Dann wird Passo auch wieder gesund.“

Schweigend beobachteten Ella und Wolf den Abschied der beiden; ihm war es unmöglich, ein Wort zu sagen, so erregt war er. „Lächerliche Sentimentalität,“ murmelte Ella. Mary wollte das Herz brechen vor Weh; sie warf einen letzten liebevollen Blick auf das Kind und eilte hinaus, ihre Tränen zu verbergen. Ella folgte ihr. „Kommen Sie, liebe Schwester, ich möchte mich Ihnen doch erkenntlich zeigen; Sie haben so viele Mühe gehabt! — Bitte, setzen Sie sich; Doktor Kornelius ist ja noch nicht da,“ forderte sie Mary auf, in ihrem Zimmer angekommen. Dann entnahm sie einem Schmuckkästchen ein kostbares goldenes Kreuz. „Hier Schwester, tragen Sie das zum Andenken; ich habe ein Kreuz gewählt — anderer Schmuck ist doch wohl bei Ihnen verpönt?“

„O, Frau von Wolfsburg,“ wehrte Mary, „ich tat ja nichts, als meine Pflicht —“

„— Ah, es ist gut, Schatz, daß du kommst,“ rief Ella ihrem Gatten zu, der eben eintrat, „hilf mir, Fräulein — Schwester Konsuelo überreden, ein kleines Andenken von uns anzunehmen!“

„Raum auch nicht, Schwester?“ jagte er, „Sie würden uns dadurch erfreuen!“

„Das Kreuz ist ja viel zu kostbar für mich, Herr Hauptmann! Wenn ich aber eine Bitte wagen darf, schenken Sie mir ein Bild von Passo.“

Innig sah er sie an. Er nahm aus einem Album, das auf einem Tischchen lag, ein Bild des Knaben. „Du gestattest doch, Gabriele?“ fragte er, Mary die Photographie gebend, die dieselbe in Empfang nahm.

„Gewiß, gewiß, mein Schatz, wenn Fräulein Winters so viel Interesse für unser Kind hat!“ lächelte sie, boshaft die Lippen verziehend und von einem zum andern sehend. „Was schaut ihr mich so sprachlos an? Glauben Sie, Fräulein Winters, daß ich Sie, meine cidevant Puzmacherin, nicht wiedererkannt habe? Ach bewundere den Mut, mit dem Sie in mein Haus gekommen sind! Vielleicht glauben Sie, als barmherzige Schwester zerrissene frühere zarte Bände wieder anknüpfen zu können?“ fragte sie hohnvoll, jedes Wort scharf betonend.

„Ich kam hierher, ein todkrankes Kind zu pflegen,“ stieß Mary halb erstickt hervor, „o, das habe ich nicht verdient —“ und bitterlich schluchzend schlug sie die Hände vor das Gesicht.

„Beruhigen Sie sich, Schwester Konsuelo, weinen Sie nicht,“ beschwichtigte Wolf die Fassungslose, „Sie bedürfen keiner Rechtfertigung —“

„Das ist ja reizend, köstlich,“ rief Ella, in ein schrilles Lachen ausbrechend, „mein Mann und seine frühere Geliebte —“

„Augenblicklich schweigst du,“ herrichte sie Wolf an, einen Blick tieffter Verachtung auf sie werfend, „Du bist ja nicht bei Sinnen! — Schwester Konsuelo,“ wandte er sich an Mary, „ich kann nicht sagen, was Sie mir in diesen Tagen gewesen sind — ich danke Ihnen aus tiefstem Herzensgrunde,“ er beugte sich nieder und führte ihre beiden Hände fast ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

„Wenn Herr Doktor Kornelius kommt, sagen Sie ihm, bitte, daß ich schon gegangen, und grüßen Sie Passo recht schön von mir,“ sagte Mary mit zitternder Stimme. Sie hatte ihre Erregung über den ihr angetanen Schimpf niedergelassen; stillschweigend legte sie das Kreuz, das ihr Gabriele aufgedrängt hatte, auf den Tisch vor dieselbe und verließ liebgrüßlos das Zimmer. Wolf eilte ihr nach.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Vogelsberg.

Von Th. Cellarius.

(Fortsetzung.)

### Mein Kinderland.

II.

Ueber Nacht war Schnee gefallen! Es schneite noch immerzu, und ich stand mit meinem kleinen Bruder am Fenster und sah zu, wie überall Gänge nach Scheuern und Ställen geschaufelt wurden, und wie der erste Schlitten — der mit Säcken beladene des Müllers — mit Kling, Klang über die Gasse fuhr. Mein Bruder war ein strammes Kerlchen, das auch hinaus durste, wenn's kalt war. Ich aber wurde einer oft gekörbten Gesundheit halber ängstlich gehütet und meistens drinnen behalten. Infolgedessen habe ich von den Gewalten des Gebirgswinters in meiner frühesten Kindheit nur kennen gelernt, was sich davon bis in's Zimmer hinein geltend machte. Das Studium der Eislandschaften auf den Fensterscheiben bei Tag, oder wenn der Mond rötlich hindurch schien, war eine meiner Winterfreuden. Aber dann gab es auch Tage mit einer so scharfen, durchdringenden Luftströmung, daß man die Stuben nur erwärmen konnte, wenn man die Läden schloß und warme Decken innen vor die Fenster hängte. Das geschah dann auch am Tag, und wir führten hinter den gegen den Winter errichteten Barrisaden ein Leben wie Höhlenmenschen.

Ein Schreden für alle Gebirgsbewohner, besonders für diejenigen, welche genötigt waren, über Land zu gehen, war das Wüsterwetter, wobei unter tiefhängenden, schweren Wolken der vom Sturm gejagte Schnee alles einhüllte und alle Merkmale des Weges, der ohnehin meist nur aus einem schmalen, schwer einzuhaltenden Bergpfad bestand, verwischte.

Bei solchem Wetter verlor der Wanderer nur allzu leicht seine Richtung; und während er unter der vergeblichen Mühe, sich zurecht zu finden, in der Irre herumlief, wob der Schnee unablässig an dem Leidentuch, womit er die erfarrte Erde immer dicker bedeckte; womit er auch den Verirrten beden würde, wenn dessen letzte Kraft erlahmte, ehe ihm Hilfe ward.

Reiten konnte ihn nur der Zufall oder der Gebrauch seiner Stimme, wenn sie nicht ungehört in der Einöde verhallte! Unvergeßlich ist mir ein Winterabend geblieben, an welchem zu ungewöhnlicher Stunde die einzige Glocke unseres Kirchleins geläutet wurde, während das Wüsterwetter mit aller Macht wüthete. Die Eltern öffneten ein Fenster und wir hörten alle vom Bistlein her die Stimmen Verirrter durch die Nacht schallen, welchen Glockenklänge und etliche Männer, die auszogen, um sie zu suchen, falls ihre Kräfte versagen würden, Rettung brachten.

### Im Gebirge.

Durchs Gebirge zog das Wüsterwetter,  
Mensch und Tier sucht Schutz vor seiner Nacht!  
Horch! Nun tönt des Dörfleins einz'ge Glocke  
Durch die sturmgepeitschte Nacht!  
Antwort gibt die eh'rne Zunge  
Auf des Wand'ers Hilfschrei,  
Und der Glocke ket' Geläute  
Ruft Verirrte von der Heide  
In des Dörfleins Schutz herbei.

Während dieser unwirtlichsten Zeit des Jahres wurde der Verkehr zwischen Pfarrhaus und Gemeinde am meisten gepflegt; und wenn es auch damals weder Frauenvereine, noch Jugendvereinigungen und Familienabende gab, so kamen doch hier und da Frauen mit ihrer Arbeit: dem Spinnrad oder dem Stridzeug, am Abend zur Mutter, und sie hat diese Besuche auch erwidert. Der schon erwähnte Bürgermeister und der Altbürgermeister — beides kluge, ehrenwerte Männer — besuchten den Vater, und auch der Dorfänger kam zuträulich am Winterabend zu uns und zwar nie, ohne sein Spinnrad mitzubringen, denn in Busenborn hatte sich noch die gute Sitte erhalten, daß auch Männer spannen, während es nicht üblich war, daß sie strickten, wie es im Hinterland geschah.

Nach Sturm und Unwetter gab es oft klare, schöne Wintertage, die meine Eltern zu Besuchen bei benachbarten Pfarrfamilien oder zu einem Gange nach dem Städtchen benützten, wo sie ebenfalls Freunde besuchten und daneben ihre Einkäufe machten. Der Gang über den hartgefrorenen Schnee am sonnigen Mittag, das Zusammensein mit guten Freunden, und die Heimkehr bei Mondschein oder unter funkelnendem Sternenhimmel waren die Genüsse, die der Winter den Eltern bot; nicht zu vergessen die Besuche, von welchen sie im eigenen Heim überrascht wurden.

Wer noch nie in weitherfernen Landstrichen gelebt hat, ahnt nicht, was dort ein Besuch Menschen wert sein kann, die sich fern von jeder Anregung, deren die Städte eine Ueberfülle bieten, nach einer Aussprache mit auf gleicher Bildungsstufe stehenden Menschen sehnen.

Und doch will mir's scheinen, als ob das Leben in weniger bevölkerten Erdstrichen ein menschenwürdigeres, die Persönlichkeit vertieftenderes wäre, als das Herdentreiben unter großen Massen. Wenn ich in großen Industriezentren am Freierabend das schwarze Gewimmel von Arbeitern — das lebhaft an einen aufgeregten Ameisenhaufen erinnert — sich nach allen Richtungen hin ergießen sehe, könnte ich vergessen, daß ich Menschen vor mir habe, vor welchen jeder eine Persönlichkeit darstellt, die ihr eigenes Leben

lebt und ihre zu Gott erschaffene Seele hat. In dem Treiben der Großstadt gehe ich gleichgültig an den brandenden Menschenweiser vorüber und fühle mich so allein, wie in der tiefsten Einsamkeit. Sobald ich aber in eine stille, entlegene Gegend — z. B. in mein heimatliches Gebirge — komme, achte ich auf alle Menschen, die mir begegnen, und fange gern ein Gespräch mit ihnen an, einerlei, ob es Holzhader, Feldarbeiter oder Touristen sind, und habe daneben das erhebende Bewußtsein, daß auch an mir niemand so gleichgültig vorbeigeht, als ob ich Luft wäre.

Ein schlimmer Gast, der sich bis zu meinem vollendeten fünfsten Lebensjahre allwintertlich bei mir einstellte, war das Brustfieber. Wenn ich daran erkrankt war, kam ein von mir sehr gefürchteter Mann aus dem Städtchen. Wie gut kann ich ihn mir noch vorstellen: den großen, weißhaarigen Herrn im langen Besamantel mit dem frischen Gesicht und der goldenen Brille auf der Nase. Er beugte sich über mein Bettchen, machte sich an meiner Brust etwas zu schaffen, und plötzlich fühlte ich heftige Stiche, so daß ich laut schreien mußte, und bald nachher schwamm meine Brust im Blut.

Diese bis in die Zeit meines ersten bämmernden Bewußtseins hineinleuchtenden unangenehmen Erinnerungen hat mir die Mutter später gedeutet, und ich glaube nicht irre zu gehen mit meiner Behauptung, daß meine damalige Kränklichkeit wesentlich das Prädikat der Behandlung war, welcher ich nach den medizinischen Erkenntnissen jener Zeit unterworfen wurde.

Nachdem meine Eltern ihr ältestes, blühendes Kind an der Halsbräune verloren hatten, waren sie mit mir, einem zu früh geborenen, in den ersten Lebensjahren schwächlichen Kinde sehr ängstlich. Sobald ich zu fiebern anfang, wurde der Arzt gerufen, der mir dann immer Bluteigel ansetzte. Bei einem sehr heftigen Fieberanfall sagte er zu meiner Mutter, nachdem er die Brustsauger entfernt hatte: „So, nun lassen Sie die Wunden nachbluten, bis das Kind ohnmächtig wird.“ Meine Mutter entgegnete: „Das nehme ich nicht auf mich, Herr Doktor; dann müssen Sie bei uns übernachten —“, wozu er sich auch verband.

Daß nach solchen übermäßigen Blutenziehungen mein Lebenslichtlein immer wieder aufgeflammt ist und die Kraft behalten hat, mir bis ins neue Jahrhundert zu leuchten, zeugt von meiner im Grunde doch kräftigen Konstitution.

In recht angenehmer Erinnerung stehen mir die Zeiten der Rekonvaleszenz, besonders die, während welcher meine Großmutter — eine damals erst in den vierziger Jahren stehende Frau, die wunderschön singen und Klavier spielen konnte — bei uns zum Besuch war, und sich meiner Unterhaltung widmete. Sie verstand es, nettes Spielzeug aus Papier, Pappe oder Karton herzustellen, und ich sehe mich noch auf dem Sofa liegen und mit bewundernden Blicken der Entstehung desselben zuschauen; denn nichts ist interessanter, als etwas Gehalt gewinnen zu sehen.

Nachdem ich auch während meines letzten schulfreien Winters krankheitshalber meistens eingesperrt hatte, so daß ich im Frühjahr — wie gewöhnlich — das Gehen auf den holperigen Dorfassen, geführt von geälligen Schulmädchen, wieder lernen mußte, rief der Arzt, man solle mich den nächsten Winter in einem etwas milderen Klima zubringen lassen, und das war ein guter Rat.

An die Riviera konnten mich zwar meine Eltern nicht schicken, wohl aber in eine nicht weit von Darmstadt gelegene Kleinstadt, wo ein Bruder meines Vaters und seine junge Frau sich bereit erklärt hatten, mich aufzunehmen. Dorthin siedelte ich im September über und erhielt durch die im Garten an Spalieren hängenden durchsichtigen Trauben — von welchen ich jedenfalls auch zu kosten bekam — den Eindruck von einer Gegend, die sich angenehm vom Vogelsberg unterschied, wo um diese Zeit nur Schlehen reiften.

Während der nun folgenden Zeit widmete sich eine bei dem Verwandten lebende Schwester meines Vaters — mit der bekannten hingebenden Treue lebiger Tanten — meiner persönlichen Pflege, bei welcher ich mich so wohl besand, daß ich immer ausgehen und besonders auch die ABC-Schule sowie die Strickschule besuchen konnte. Wenn der Winter in dieser milderen Gegend nicht so grimmig austrat, wie in meiner Heimat, so sah ich ihn doch auch hier in der mir vertrauten Gestalt: im weißen, mit bligend Sternlein besäten Mantel erscheinen, denn damals gab es auch süßlich vom Rain noch ordentliche Schneewinter.

Zwischen Weihnachten und Neujahr, als allgemein Schlitten gefahren wurde, kamen eines Tages zwei Knaben, die Söhne einer bekannten Familie, mit ihrem Handischlitten, um mich zum Spielen mit ihrem jüngeren Schwesterlein abzuholen. Bei ihrer tolsen Fahrt verloren sie mich zwar bald, ohne es zu merken, im Schnee, aber ich raffte mich auf und gelangte auf meinen eigenen Füßen ans Ziel. Dort sah ich unter einem hohen Weihnachtsbaum zum ersten Male in meinem Leben einen Aufbau mit einer Krippe und allerlei landschaftlicher Staffage, der den größten Teil des Zimmers einnahm und mir schön wie ein Weihnachtsraum erschien.

Alle Leute in dem Städtchen waren freundlich mit mir. Nur eins verdross mich. Einige derselben, besonders ein Freund meines Verwandten, liebten es, den Vogelsberg und mein Heimatdörflin herabzusetzen. „Der rauhe, häßliche Vogelsberg,“ so hieß es, „in dem man das Obst zwei Sommer lang hinaushängen muß, bis es reif wird!“ Solche Reden brachten mich sehr in Harnisch, und ich habe meine Heimat mit allen Mitteln der Beredsamkeit, die einer Sechszehnjährigen zu Gebote stehen, verteidigt.

Auch das Osterfest verlebte ich noch mit den lieben Verwandten und schlüfte am Monde der Chaussee, auf welcher ich mit ihnen spazieren ging, die ersten Frühlingsblümchen. Berge gab es hier

nicht sondern nur einen Sandhügel — er ist später abgetragen worden —, der mit Unrecht den Namen „Berg“ führte.

Wald nach dem Osterfest kam meine Mutter, um mich heimzuholen. Die Eisenbahn konnten wir nur auf der kurzen Strecke von Darmstadt nach Frankfurt benutzen, und die Fahrt damit ist meinem Gedächtnis eingeschrieben. Aber dunkel stehen ein Fuhrmannshof und ein altes Haus in Frankfurt — wo wir auf die Abfahrt des Familienwagens warteten — noch vor meiner Seele. Dann eine endlos lange Fahrt, die sich bis in die Nacht und in meine Träume ausdehnte — dann nichts mehr — bis zu dem Augenblick, wo ich vor Busenborn, von Schotten kommend, am Beginn des hinter den ersten Häusern der oberen Gasse herziehenden Wiesengeländes — nach achtmonatlicher Abwesenheit — unser Haus wieder erblickte.

Da habe ich mich, außer mir vor Freude, ins Gras geworfen und fast die Heimat Erde geküßt, wie mir die Mutter später gesagt hat. Nach dieser Zeit verlebte ich noch zwei Winter bei den Großeltern und nur noch einen in Busenborn, ehe der Vater verstorben wurde. Aber von meinem siebenten Jahre an konnte ich alle Winterferien in Eis und Schnee mitmachen, ohne krank zu werden.

Das Dekret, das mein Vater im Spätherbst 1856 erhielt, führte uns nach einem klimatisch etwas günstiger gelegenen Dorfe desselben Gebirges. Wir hatten nicht weit zu ziehen. Dort wurde der Vater wenigstens das anstrengende Doppelamt los und genoh dabei eine erwünschte, wenn auch nicht allzu reichlich bemessene pekuniäre Aufbesserung. Wenn die Eltern nicht die größte Sparsamkeit hätten walten lassen, wenn sie nicht verstanden hätten, aus der Landwirtschaft etwas herauszuschlagen, um welche sich namentlich die Mutter rafflos mühte, hätten wir weder auf der einen noch auf der anderen Stelle bestehen können. Das Gehalt meines Vaters war also ein sehr fragwürdiges. Wenn es in Busenborn auf dreifache Art hatte verbiedet werden müssen: durch das Pfarramt, das Schulehalten und den Betrieb der Landwirtschaft, so hier immerhin noch auf zwiefache, denn auch am neuen Wohnort war ein Pfarramt zu bewirtschaften, und zwar ein größeres als in Busenborn. Den Verlust bei allenfallsigem Mißwachs und Viehsterben hatten die Eltern dann noch obendrein zu tragen. Ihr Wunsch nach einer Verbesserung und die Notwendigkeit derselben schlossen nicht aus, daß ihnen das Scheiden von der gutgearteten kleinen Gegend, die sie verließen, nahe ging, und das war gegenseitig.

Einige Wochen nach unserem Umzug kam eine Deputation von Busenborn, um meinem Vater als Andenken eine Silberbibel feierlich zu überreichen. An der Spitze derselben stand der Bürgermeister, der in einer Ansprache dem Dank der Gemeinde für alles, was mein Vater und meine Mutter ihr während langer Jahre gewesen waren, Worte ließ.

Es hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ihm dabei Tränen in die Augen traten, und die Stimme nicht recht gehorchen wollte.

Auch ich habe mit tiefem Gefühl Abschied von den kleinen Mädchen genommen, mit welchen ich meine Kinderfreunden geteilt hatte, und auch das war gegenseitig gewesen. Die Zuneigung, die sie mir einst geschenkt haben, hat dem Lauf der Zeiten Stand gehalten, denn die Vogelsberger und Vogelsbergerinnen sind fest und treu; und in diesem Sinne möchte auch ich mich, so lange ich lebe, mit Stolz eine Vogelsbergerin nennen dürfen.

Wenn die Erinnerung mein Kinderland vor mir aufsteigen läßt, steht auch das anmutig gelegene Gebirgsdörfchen Busenborn vor meiner Seele, wo ich mein erstes Jahrzehnt — das einzige im Menschenleben, das ganz der Kindheit angehört — beschloffen habe. Nach wenigen im neuen Wohnort verlebten Jahren veranft allmählich, aber unaufhaltbar, im Strom der Zeiten mein **Kinderland**.

(Fortsetzung folgt.)

### Vermischtes.

• **Sprachliche Sachengänger.** Die Sachengängerei, das jährlich sich wiederholende Auftreten gewaltiger Schwärme slavischer Landaarbeiter im Deutschen Reich, ist zweifellos eine unerfreuliche Erscheinung; sie schmälern den Landeskindern das Brot, sie schädigen deutsche Sitte und Sittlichkeit und sie stärken die Feinde des Deutschtums durch Anlegen der erworbenen Millionen (!) in polnischen Banken. Die sprachlichen Sachengänger kommen nun freilich selten wie jene aus dem Osten, umso mehr dagegen aus dem Westen, und schon seit Jahrhunderten. Gewiß sind viele von ihnen längst gestorben (wer spräche wohl heute noch, wie vor hundert Jahren, von Apprehension, Curtion, Demoskelle, Acteus, polierten Bölkern und dergl.), aber die, wie es scheint, unausrottbare Verliebtheit der Deutschen in diese volkstümlichen Einwanderer zieht auch heute noch jahraus jahrein neue Schwärme ins Land. Französische Sachengänger werden natürlich weiter nach Gebühr geschätzt, denn „französisch“ bedeutet nun einmal „sein“; aber seit wenigen Jahrzehnten zieht man doch die englischen vor und wer Eindruck machen will (und wer wollte das nicht!), der bemüht diese, oder besser noch beide Arten nach Kräften. Sie sind auch gar zu gefällig, Diener, viel adretter und gentler, viel mehr gentlemanlike und fashionable als ihre großen deutschen Genossen. Gewiß: sie drängen so manches deutsche Reu-

wort in den Winkel oder blasen ihm gar das Lebenslicht aus; sie verderben deutsche Sprache und Art, machen aus dem Königs-mantel ein Narrenkleid, aber was schadet das? Wenn sie dann freilich in ihre Heimat zurückkehren und dort berichten von ihrer Aufnahme im deutschen Lande und die Fremden verwundert den Kopf schütteln, ist das auch noch harmlos und gleichgültig? Oder wird dadurch nicht vielmehr der deutsche Name in der Welt geschändet, deutsches Wesen dem Gespött und der Verachtung preisgegeben? Wir sagen hier wahrlich kein Wort zuviel — man höre nur unter den zahlreichen Urteilen des Auslandes dieses einzige des französischen Schriftstellers Pierre de Brémontval, das in seiner schlichten Vornehmheit doppelte Beachtung verdient: „Wenn man diese erstaunliche Menge von Wörtern, Ausdrücken, kurzen Redensarten ansieht, welche sie aus der französischen Sprache erborgt haben, um die allgemeinsten und unentbehrlichsten Dinge des Lebens auszudrücken, wer sollte da nicht die Deutschen für ein wildes Volk Americas halten, welches, der einfachsten Vorstellungen ermangelnd, diese seit einigen Jahren mit den entsprechenden Ausdrücken von den Franzosen erhalten hätte?“

Wollen wir uns die Achtung der Welt erobern, auf die wir durch unsere Leistungen Anspruch haben, so gibt es dazu nur ein Mittel, das aber unsehlbar hilft: ganz zu sein, was wir sind. Die Arbeitskräfte unserer eigenen Sprache sind mehr als ausreichend; hinaus also mit den fremden Schädlingen aus unserm Lande!

N. Palleske (Landeshut i. Schl.).

\* **Futuristische Musik.** Der futuristische Kapellmeister, zu dem Cellisten, der sich beschwert: „Ist denn irgend etwas nicht richtig?“ — „Der Bauteuschläger hat mir meine Noten genommen; nun spielt er nach ihnen und ich mußte nach seinen spielen.“ — Der Kapellmeister, beruhigt: „Ach, ich dachte schon, irgend etwas sei nicht in Ordnung.“

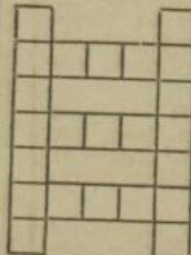
\* **Ein Wink für Schuldner.** „Hat Ihnen eigentlich der Owens die 10 Dollar zurückbezahlt, die Sie ihm vor einem Jahre liehen?“ — „Aber gewiß, er pumpte bei mir vorige Woche 25 Dollar und ließ sich nur 15 auszahlen.“

### Büchertisch.

— „Deutschland“, Illustrierte Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatliche. Inhalt der Nummer 2 1914: Bilder aus Alt-Berlin, von Helene v. Adersfling. Die Verkehrsmittel der Menschheit, von Dr. H. Schreiber. Das Gesicht im Walde, von Adolf Holt. Eppstein im Taunus, von Kunstmalers J. Glüder. Der Philosoph, Gedicht von Wilhelm Busch. Der Karneval in Köln, von Jos. Vinc. Grünau. Der lustige Ehemann, Gedicht. Die Halbinsel Fischland-Darß-Zingst und die Ostseesturmfluten, von Dr. W. Verburg. Die Landesbank der Rheinprovinz. Kreuz und Quer durch Stadt und Land. Der Auchen, der Bierich und das Mädchen, von Otto Ernst. — Außerdem reicher unterhaltender und wirtschaftlicher Teil.

— **Griebens Reiseführer, Band 100: Rom und Umgebung.** 4. Auflage. Mit 7 Karten und 9 Grundrissen. (M. 4.—) Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin W. 35. In der Sammlung Griebens Reiseführer ist soeben eine neue, durchgesehene Auflage des Führers „Rom und Umgebung“ erschienen. Als praktische Neuvergabe fällt zunächst das handliche Format des Buches auf, das durch die Verwendung von Dünnpapier erreicht ist; die Deutlichkeit des Druckes hat nicht darunter gelitten. Inhaltlich zeigt der Führer alle Vorzüge dieser bekannten Reiseführer-Sammlung. In einem allgemein gehaltenen Teil über: Reisezeit, Klima, Reisekosten usw. schließen sich ausführliche Abschnitte an über: Unterkunft und Verpflegung, Verkehrsweisen, wissenswerte Adressen usw. Eine kurze Uebersicht der Entwicklung Roms bereitet auf die zahlreichen Kunsthätten der „ewigen Stadt“ vor. Geschicht angeordnete Rundgänge durch die Stadt und vor den Toren Roms führen zu allen Sehenswürdigkeiten, die von einem kunstverständigen Bearbeiter in ausgiebiger Weise behandelt sind. Mit Ausflügen ins Albaner- und Sabinergebirge schließt das Buch.

### Leiterrästel.



Die Buchstaben a a a a a e e h i i k l m n n p r s t u sind in die Felder nebenstehender Leiterraute derart einzutragen, daß die Sprossen derselben, von oben angefangen folgendes ergeben:

1. Metaphisches Lied.
2. Stadt in Belgien.
3. Lehrt uns, was wir tun sollen.

Die beiden Seitenbalken der Leiter sollen, von oben nach unten gelesen, die Namen zweier Länder ergeben.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Junge, Junge